

Judith Arlt

Die Welt war schneller als die Worte

Roman



All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2014
Achter Verlag, Acht und Weinheim
www.achter-verlag.de

ISBN 9783981456271

Lektorat: Martina Leiber, Karlsruhe
Gestaltung: GreenwoodFinch, Elmstein
Satz: Röser MEDIA, Karlsruhe
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Teil 1

**Wie Irène 1990 in Paris Heilig Abend
feiert und Carolina 1910
nach dem fernen Osten fährt**

„Du hast mich gerufen?“ Mit nassen Haaren komme ich aus dem Bad in die Küche.

„Ja, der Barscht ist klar.“ François, mein Ehemann, gießt die dampfende blutrote Flüssigkeit aus dem Topf durch ein Sieb in die Suppenschüssel. Im Sieb bleiben verfärbte Gemüsestücke hängen. Zwiebelviertel, Karottenscheiben, der Kegel einer Sellerieknolle, ein halbmierter Lauchstängel, das matte Petersiliensträußchen, Rote-Beete-Würfel. Ein ganzer Berg voll. Die Pfefferkörner haben den Weg durch das Gitter gefunden und schwimmen in der weißen Porzellanschüssel. Übermütig wie meine Zwillingssuben, denke ich und verknote das noch feuchte Haar zu einem Zopf am Hinterkopf.

François stellt den leeren Topf auf die Anrichte, klopft das Gemüsesieb über dem Abfalleimer aus, schlägt den Deckel zu, schaut auf und ruft erstaunt: „Irène, du bist ja immer noch nicht angezogen!“ Er bindet die Küchenschürze los. Mit einem trockenen Zipfel tupft er den Dampf von den Brillengläsern. „Ich fahre gleich“, sagt er. „Babka steht bestimmt schon im Nerz bereit.“

„Und der Bigos?“

„Blinzelt, nach Rezept, auf kleinster Flamme. Rühr ihn bitte ab und zu um.“

„Ist genug Flüssigkeit drin?“

„Habe gerade eine ganze Dose Okocim nachgeschenkt.“

„Wie großzügig du bist“, murme ich mit gespielter Bewunderung auf dem Weg zurück ins Bad. Wer mir nur diesen Korridor eingebrockt hat? Am liebsten würde ich hier, im finsternen Flur zwischen Küchentür und Badezimmer, diese Geschichte wieder verlassen. Und mit ihr den kochbegeisterten Gatten, die eineiigen Zwillinge, die heute Geburtstag haben und Zirkusclowns werden wollen. Rote Nasen, lachende Münder, riesige Schuhe, karierte Hosen, kleine Hüte, winkende Taschentücher. Ich könnte mich in viele andere Räume und Schicksale hineinstehlen – warum ausgerechnet in diese Maisonnette im 6. Arrondissement? In bester Lage. An der Seine. Im Sommer kühl, auf der winzigen Dachterrasse luftig. Im Winter feucht, düster. Direkt hinter dem Boulevard St. Germain. Um die Ecke in Laufnähe eine polnische Buchhandlung. Nur für mich.

Das Telefon klingelt. Jean und Marc jonglieren in höchster Konzentration mit den bunten Tennisbällen durch das Wohnzimmer. Zielgerichtet tänzeln sie um den bereits geschmückten Weihnachtsbaum herum, ohne eine einzige Kugel zu berühren. Sie greifen nach dem Hörer, rufen, ein atemloses Duo, einstimmig hinein: „Hallo?“ Dann holen sie mich zurück aus dem finsternen Flur, durch den ich gerade entkommen wollte: „Maman ... maman!“

Elle! Zornig schleudere ich das Handtuch in die Ecke. Aber es hilft nichts. Im Gegenteil. Schon stehe ich mitten in einer lodernen Dreiecksbeziehung. François ist spät dran, er sollte nicht mehr in der Wohnung sein, wenn Elle anruft. Ich versuche, Zeit zu gewinnen. Im Wohnzimmer schließe ich meine Geburtstagskinder in die Arme. Flüstere ihnen in die Ohren, sie sollten die Bälle jetzt in Ruhe lassen, sich beeilen, anziehen, Oma abholen, sonst führe Papa nämlich alleine. Aufheulender Protest. Wir wollen mit, wollen mit! Schniefen und Kichern. Strampeln und Schlagen. Meine kleinen

Clowns! Ich schiebe sie an mir vorbei, setze mich neben das Telefon. Dabei öffnet sich mein Bademantel.

Ich hebe endlich den Hörer ans Ohr, an den Mund, frage übertrieben laut, hastig: „Hallo ... ah, ... ein Geschenk? ... quand même ... attends ...“ Ich lasse den Hörer in den Schoß sinken und horche. Dann lege ich ihn behutsam neben den Apparat, entferne mich, werfe einen Blick um die Ecke.

François zieht den Mantel an, die Jungs hüpfen lärmend im Gleichtakt mit ihren Schneestiefeln um ihn herum. Ein Jahrhundertwinter in diesem Jahr, noch nie lag so viel Schnee in Paris. Sie versenken absolut synchron die Arme in den wattierten Jacken, öffnen die Wohnungstüre, zwängen sich nebeneinander in den engen Hausflur. „Die Schlüssel“, ruft François verzweifelt, „welcher von euch beiden hat die Autoschlüssel?“

Im Hals, im Hemd, im Hosenbein!

Im Hals, im Hemd, im Hosenbein!

Im Hals, im Hemd, im Hosenbein!

Die Bommel der Zipfelmützen schlagen den Takt auf alle drei Rücken, Winterschuhe poltern die Treppen hinunter, offene Mündler deklamieren. Schließlich höre ich unten die Haustür ins Schloss krachen. Ich atme auf. Gehe zurück. Fahre fort: „Alors, Elle, écoute ...“ Sie unterbricht mich ungestüm.

„Es geht nicht“, wehre ich ab. Kühl und beherrscht. „Gleich kommt meine Mutter. Du weißt, es ist das erste Weihnachtsfest nach Vaters Tod. Und der Geburtstag von Jean und Marc. Wir haben ein traditionelles polnisches Heiligabendessen vorbereitet. Fleischlose Lust. Zwölf Apostel, zwölf Gänge. Den Tisch mit Stroh gedeckt. Einen zusätzlichen Teller, einen zusätzlichen Stuhl hingestellt. Für einen der Einsamen, einen der Verstorbenen.“

Panik ergreift mich. Alles ist bereits in Bewegung. Wünsche, Begierden, der Dampf über dem Bigos. Elle will mich. Meine Stimme zittert. Sie werden jeden Moment zurück sein! Ich bin noch nicht bereit. Ich als Einzige. Keine roten Lippen. Im Nacken das kalte Haar. Kein *Frozen White* auf den Lidern. Stroh auf dem Tisch. Keine Pfirsichwangen.

Mutter wird wie ein Giftpfeil eindringen. Die *uszki* schwimmen noch nicht, die Öhrchen, sie sind noch nicht einmal gefaltet. Du weißt schon, Elle. Allmählich komme auch ich in Fahrt. Sie sind das Allerwichtigste an der Weihnachtssuppe. Die Öhrchen, möglichst klein gezupft. Stolz die Hand der Hausfrau. Blätterteig braucht Ruhe, die ich nicht habe. Und Wärme. Blätterteig scheut Durchzug. Die Pilze sind noch nicht gewaschen. Die Liebesschleifen nicht gedreht. Der Puderzucker nicht gemahlen. Der Mohn nicht zerstampft. Die Hefe nicht aufgegangen. Mir fehlt die Geduld für Teig, der sich durch die Wärme im Ofen himmelwärts bläht, in der Hitze bräunt. Ich verliere die Fassung. Der Napfkuchen, jammere ich und mein Bademantel steht sperrangelweit offen. Ich bin nackt und die Lust ist eiskalt.

Elles Stimme in mir. Die Öhrchen, du weißt, je kleiner, desto feiner. Sie müssen so lange in Salzwasser kochen, bis sie an die Oberfläche trudeln. Dann schöpfst du sie mit einem Schaumlöffel aus dem heißen Wasser. Elle, besitzen wir für unser gemeinsames Leben einen Löcherlöffel? Ich fahre ohne Pause fort. Ohne Löcherschaum gibt es keine Öhrchen, und ohne Öhrchen keinen Heiligen Abend. Du wendest sie anschließend in zerlassener Butter, aber sie dürfen nicht anbrennen, nicht aneinander kommen, der Fettmantel soll sie scheiden. Sonst platzen sie auf. Das Allerwichtigste an der Suppe sind die geschlossenen Öhrchen, der kräftige Daumendruck der Köchin. Elle, der Karpfen und sein ungläubiger Blick, der Karpfen und seine großen klaren Augen liegen im kalten Pariser Leitungswasser, in

unserer Badewanne, du kannst das Bad nicht benützen, der Karpfen würde sich zu Tode erschrecken, er bekommt Frischwasser, solange er sich noch bewegt, ohne Seifenpulver, erschlagen wird ihn unser Vater seligen Angedenkens, das war immer so, der Karpfen darf erst kurz bevor er ins heiße Öl der Bratpfanne fällt, erschlagen werden. Die Bratpfanne muss geräumig sein. Sie ist sein letztes warmes Haus. Unser Vater erschlägt ihn mit einem stumpfen Gegenstand. Schnell und zielgerichtet. Wie alle Väter. Im Karpfenkopf knackt es und die Väter können aufatmen. In ganz Polen. Sie trinken vorher Wodka. Und sie trinken hinterher Wodka. Weihnachtsfasten ist nur Verzicht auf tierisches Fleisch. Elle, überall in Polen, in allen Plattenbausiedlungen und in allen halb zerfallenen, zugigen Altsstadthäusern von Białystok über Warschau bis nach Szczecin ist dieses Knacken in den Karpfenköpfen gleichzeitig zu hören. Es bewegt sich durch hunderttausend Küchen. Die Kraft der toten Karpfen. Bringt an Weihnachten sozialistische Wände zum Einstürzen. Kippt die noch mit Karpfenwasser gefüllten rostigen Badewannen um. Lässt das Wasser schäumend in die Korridore schwappen, durch Wohnzimmerböden sickern, schwindelnde Stockwerke hinabrinnen, durch von Wind und Wetter und Zahn und Zeit verrottete Isolationen. Das Echo setzt sich fort. Im ganzen Land, in England und Kalifornien. Überall. Sind die Häuser gleich gebaut, die Wohnungen gleich eingerichtet. In allen Küchen wird an Weihnachten das gleiche Essen gekocht, in allen hantierenden Händen liegt das gleiche Fischmesser, fährt vor Schreck aus gleichen Fäusten und bohrt sich ins Fleisch. Ein einziger, vereinter Schrei erhebt sich aus den wie Kartenhäuser zusammenklappenden Küchen. Die Mütter Polens werden dessen nicht mehr gewahr, dass der Schlund sich aufgetan, der sie zermalmt zu Staub der Erde, aus dem nichts jemals mehr erstet – Elle!!!

* * * * *

Sie verließ das Haus in tiefer Nacht. Die Schlüssel lagen auf dem Küchentisch. Wie mit der Wirtin abgesprochen. Und die Tür blieb offen.

„In einer Herrgottsfrühe!“, würde ihr Vater Ueli gerufen haben, wenn er es noch hätte erleben können. Und seine hellblauen Augen hätten unter buschigen Brauen geblitzt wie das Wetterleuchten über den Churfürsten. Ueli wäre, trotz der Sorge, stolz gewesen auf seine Tochter. Aber er war schon lange tot. Und sie, seine eigenwillige Jüngste, hatte bereits eine große Reise hinter sich. Allein. Schon damals. Ohne Vaterkummer. Ohne Kummervater. Damals waren gerade fünf Jahre vergangen seit seinem „plötzlichen Dahinscheiden“, wie es der Pfarrer in der kurzen Ansprache am offenen Grab genannt hatte. Bevor er den Sarg mit Weihwasser besprengte und dieser an Seilen in die Grube hinuntergelassen wurde.

Das mag ihr den Aufbruch erleichtert haben, das gesegnete Grab, der Tod in Gottes Händen. Den Aufbruch zu ihrem großen Abenteuer. Allein. In zehn Jahren rund um die Welt. Naiv war sie damals, jung und mittellos. Als sie in Sydney in den Hafen einliefen, zählte sie sich an der Reling um halb vier Uhr nachmittags die Münzen auf die Hand, ihr ganzes Hab und Gut. Es waren fünf Pfund. Die brachten sie aber nicht aus der Fassung. Denn sie liebte die Klarheit. Fünf Pfund, sagte sie sich, sind mehr als kein Pfund. Also ging sie schnell von Bord der „Ballaarat“ und machte sich auf den Weg in die Stadt. Sie hatte keine Ahnung, was zehn Jahre bedeuten können. Im Leben einer Frau. In ihrem Leben. Sie wusste nicht, wie teuer

Zeit ist. Wie wertvoll. Wie unwiederbringlich. Die fünf Pfund, das merkte sie bald, würden auch bei größter Sparsamkeit nicht länger als drei Wochen ausreichen. Damals war sie Mitte dreißig, der Vater seit fünf, die Mutter seit über zwanzig Jahren tot. Den polnischen Offizier hatte sie vor sieben Wochen für immer verlassen. Und nun war sie ganz allein auf dieser Welt. Dachte sie. Als sie von Bord ging. Denn von Mira wollte sie nichts wissen.

Auf jener Reise hatte sie alle Weltmeere überquert. Jetzt, an einem frühen Septembermorgen, brach sie erneut auf, diesmal auf dem Landweg. Es war noch dunkel, als sie in Friedrichshafen am Bodensee zum Bahnhof ging. Sie wollte den nächsten Zug nehmen, der sie nach Norden brachte, nach Berlin. Von Berlin aus würde sie ostwärts fahren. Über Alexandrowo nach Moskau. Dort einen Schlafwagenplatz in der Transsibirischen Bahn belegen und so weiter. So weit es eben ging auf den Schienen am Boden der Zeit.

Sie hatte Zahnschmerzen.

An dem Ort, von dem sie herkam, wo ihr Vater, der Bodenuei, bis zu seinem letzten Tag gearbeitet, die Futterwiesen gedüngt, den kargen Äckern Roggen abgetrotzt und während der langen Wintermonate Holz geschlagen hatte, gab es keinen Bahnhof. Dort standen zwei schindelgedeckte Bauernhäuser, in jener Gegend Heimetli genannt. Das eine, an der Wetterseite, war ihr Geburtshaus. Zwei schwere Tannen schützten es vor der scharfen Bise im Frühjahr. An das Haus angebaut waren eine Scheune und ein Kuhstall. Geboren

wurde sie in der Schlafstube hinter dem Küchenofen. Und getauft auf den Namen Carolina Maria Elisabeth. Am 15. April 1858. Ihr halbes Leben hatte sie ihren Geburtstag am 7. April gefeiert. Weshalb, das konnte sie sich beim besten Willen nicht erklären. Im Juli 1905, als sie im zaristischen Warschau einen Pass beantragte, um nach Krakau reisen zu können, wurde ihr Geburtsdatum plötzlich korrigiert. Um acht Tage verschoben. Der schweizerische Konsul Zannboni überprüfte pflichtbewusst alle Daten. Trotz des kriegesischen Gemetzels auf den Straßen der Stadt und der deswegen dringlich gewordenen Abreise der Antragstellerin forderte er seelenruhig eine Abschrift des Geburtsscheines aus der Heimatgemeinde an. Ordnung musste sein. Das war auch Carolinas Grundsatz. Trotzdem ärgerte es sie, dass sie, *abgesehen von den vielen größeren und kleineren Trinkgeldern, auch noch fünf Rubel Kriegstaxe für dieses langweilige Passportgeschäft* entrichten musste. Sie hatte ein Jahr lang vergeblich versucht, die verwöhnte Tochter des reichen Herrn S., eines der letzten kaiserlichen Kammerherren in Warschau, zu erziehen und ihr die Grundlagen von Deutsch und Französisch beizubringen.

Sie selbst, die als Kind Lina gerufen wurde, hatte nur wenige Jahre die Schule besuchen dürfen. Sie musste zu Hause zupacken. Und wurde dann auf einen Hof in die Welschschweiz verdingt, wo es mehr Schläge gab als Brotbrocken. Obwohl sie sehr lernbegierig war, liebte sie den Schulweg mehr noch als die Schule. Der Weg nach Oshwand erlaubte ihr, eine Stunde ungestraft und unbeobachtet zu träumen. Zuerst auf dem sanft ansteigenden Pfad durch den Wald bis auf die Bodenhöchi. Im dunkelgrünen Schatten der Kiefern. Danach quer

über die Weide, vorbei an Kühen und Schmetterlingen, hinunter ins Dorf.

Der Gemeindeammann hatte sich verwundert am Kopf gekratzt, als der *rekommandierte* Brief aus Warschau kam. Es war der erste und letzte Brief, der ihn zeitlebens aus dem Ausland erreichte. Noch wunderlicher kam ihm aber das Ansinnen von Konsul Zannboni vor. Er fragte beim Pfarrer nach. Sie blätterten, ein Gläschen Messwein in der Hand, die alten Taufbücher durch. Staunten über den offensichtlichen Schreibfehler. Berichtigten das Geburtsdatum der jüngsten Tochter des Bodenueli, Gott hab ihn selig, und disputierten bei einem zweiten Gläschen in der Sakristei darüber, wer wohl damals die Kalendertage verwechselt habe, der Kindsvater oder der amtierende Gottesdiener. Am nächsten Tag schickte der Amtsschreiber die mit allen Stempeln versehene und auch vom Pfarrer unterschriebene Abschrift nach Bern. Die Berner würden dann, wie mitgeteilt, den Rest selbst erledigen und den Brief per Diplomatenpost weiter spedieren. Das brauchte seine Zeit.

Das Schulhaus steht bis heute neben der Kirche. Und neben der Kirche ruhen die Toten. Auf jenem Dorffriedhof liegt auch sie begraben, die durch die Welt gereiste Carolina. Ohne ihre Tochter noch einmal gesehen, ohne eine Menschenseele in ihr Geheimnis eingeweiht zu haben, fast erblindet und von Rheuma geplagt, kehrte sie am Tag der Wintersonnenwende 1941 heim. Nach Oschwand, auf den Gottesacker, der ihrem Geburtshaus am nächsten war. An keinem anderen Ort der Welt als an jenem ohne Bahnhof wollte sie begraben sein.

Sie hatte keinen Schlaf mehr gefunden. War mitten in der Nacht aufgestanden. Hatte sich hastig zurechtgemacht, sich ein Kopftuch umgebunden, obwohl keine Eile geboten war. Ein Glas kaltes Wasser getrunken, gierig, mit großen Schlucken. Das Laken glatt gestrichen. Obwohl sie sich, da war sie ganz sicher, nie wieder darauf legen würde. Ordnung musste sein. Auch hier. Sie band die Schnürsenkel fest zu. Dann legte sie die Schlüssel auf den Küchentisch. Ihr leises Klirren war das Signal zum Aufbruch. Die Tür knarrte, als sie sie aufstieß, und blieb hinter ihr offen, schwankte ungläubig noch einen Moment in den Angeln. Die Nacht war undurchdringlich. Carolina stand auf der Katharinenstraße. Alle anderen Menschen schliefen noch, auch ihre Wirtin. Diese würde, wenn sie aufgewacht war, mit beiden Händen die schwere Tür ins Schloss zurückziehen und den Riegel vorlegen. Dann das Bettlaken waschen. Vielleicht den Boden wischen. Carolina befände sich dann bereits weit hinter Göttingen, alle ihre Bedenken hätten sich im monotonen Rattern zerstreut. Sie wäre bestimmt schon eingesnickt. Beruhigt. Hätte der Müdigkeit nachgegeben. Jetzt aber ergriff zuerst eine ungewöhnliche Kälte ihre Brust. Was war bloß in sie gefahren? Kein Licht drang in die engen Gassen. Sie war nun in der Tat nicht mehr die Jüngste. Und sie brauchte sich nicht zu beeilen. Der Bahnhof befand sich gleich um die Ecke, durch die Charlottenstraße, über den Franziskusplatz, und schon wäre sie da. Die Abfahrtszeit des Zuges stand sicher noch nicht einmal auf der Anzeigetafel. Das Gepäck hatte sie schon gestern Abend abholen lassen. Sie war zuversichtlich, dass es bereits sicher im Gepäckwagen verstaut war. Woher sie diese Zuversicht

nahm, wusste sie nicht. Nur die leichte Handtasche hing am Arm. Über dem hellen Sommermantel. Der Morgen war frisch.

Entschlossen ging sie los. Niemand würde den festen, regelmäßigen Schritten anhören, dass sie klein gewachsen war. Dass sie zierlich, zerbrechlich wirken konnte, gerade jetzt, in dem Moment, wo ihr die Bange auf die Stirn geschrieben stand und kreisrunde Flecken auf den Wangen brannten. Das Gespenst des Fiebers vor der Reise. Der Unruhe. Der Schwäche. Etwas gebot ihr innezuhalten. Sie blieb wie angewurzelt stehen. Der Druck auf das Brustbein wuchs. Wie vor einer Staudamm-mauer. Sie schnappte nach Luft. Und spürte den Widerstand, kalt und eindeutig. Eine schwere Hand presste die Rippen zusammen. Eine eisige Stimme höhnte: Du da, du da, du da, wo willst du denn hin? Um diese Zeit? Sie schaute sich um, obwohl die Frage von vorne kam. Und die Hand kalt auf der Brust lag. Sie suchte Hilfe, Schutz. Wie ein Kind, voller Angst. Horchte sie in die Dunkelheit. Es war totenstill. Insgeheim hoffte sie auf Rettung. Auf Nähe. Auf eine warme Berührung der Schulterblätter. Dass jemand sie umarmte. Und bewahrte vor diesem wahnwitzigen Schritt. Einer uralten Frau. Ins Unbekannte. Dass jemand sie zurückhielt. Sie hereinholte. Zu sich. Fort von der Straße. Fort vom Fortgehen. Zurück. In eine warme Stube. In ihr Stöckli im Boden über Oschwand. Wo sie einmal nur noch still leben möchte, mit *gebildeten, feinfühligten Menschen*. Oder darauf, dass jemand sie einsperrte. Ankettete im Kerker der Vernunft.

Aber es regte sich rein gar nichts. In der Welt. Und sie, Carolina, konnte die eigene Hand vor den Augen nicht erkennen. Hier kümmerte es niemanden, ob sie wegfuhr oder nicht. Ob sie aufbrach am Tag oder in der Nacht. Im Gegenteil. Niemand kannte

sie, außer den Mädchen im Stift, die bis gestern ihre Schülerinnen gewesen waren. Aber die interessierten sich am wenigsten für ihre Sprachlehrerin. Die alte Jungfer. Das gestrenge Fräulein. Französisch fiel den Mädels besonders schwer. Die wollten sich bloß amüsieren, waren *sinnliche, ungezügelte Naturen* und hofften auf einen *gutmütigen, verliebten Prinzen*. Carolina schüttelte es bei dem Gedanken. *Ekelhaft!*

Etwas wie Pflichtgefühl hatte sie hierhergebracht. Anfänglich war sie in ihrer Einfalt sogar bereit, es als Glück in die Skala ihrer Empfindungen einzureihen. Arbeiten nahe der Heimat. An einem Institut, am *Königin-Paulinenstift*. Am schönen Bodensee. Über dem sie, bei klarem Wetter, in der Ferne die Glarner Alpen dräuen sah. All dies hatte sie bewogen, Krakau sowie all ihre Freunde und Bekannte zu verlassen. Außerdem – jetzt konnte, musste sie sich das endlich eingestehen, hier mutterseelenallein auf der Katharinenstraße, in finsterner Nacht, umgeben von Wehrmauern sich überstürzender Gedanken und Gefühle, kurz vor dem Dammbruch, einer möglichen Implosion, kurz vor ihrer Abreise nach Asien, außerdem wollte sie B. ein für alle Mal aus dem Wege gehen. Den unzähligen und zufälligen Begegnungen mit ihm auf der Bracka, im Theater, in der Karmelicka, bei Empfängen. Die hatten sie, die *dumme und sentimentale* Carolina, immer wieder aufs Neue verstört. Sie lief regelmäßig puterrot an und begann zu stottern wie ihre pubertierenden Schülerinnen. Peinlich! Deshalb – und nur deshalb – hatte sie das überraschende Angebot im königlichen Stift angenommen und war vor drei Jahren an das deutsche Ufer des Bodensees gezogen: um B. nie wieder zu sehen. Das Ungeheuerliche: B. im Majorskragen. Ihr Herz polterte unter dem Brustbein. Der Schmerz

des kranken Zahnes bohrte sich senkrecht ins Hirn. Der Atem zischte durch die Nasenflügel. Sogar die Lungen kämpften. Ein Hauch am Genick. Ein Windstoß? Vom nahen See herüber? Ein Gruß vom toten Vater? Ein Kuss des immerundewig Geliebten? Chabis! Sie rief sich zur Ordnung. Flügelschlag der Geschichte, ha! Kein falsches Pathos! Tauben, einfach nur Morgentauben. Noch einen Moment gab sie sich. Verharrte in dem unerklärlichen Aufruhr. Dann raffte sie sich auf. Griff in die Rockschoße. Auf dem harten Straßenpflaster. Hob vorsichtig den linken Fuß. Nichts geschah. Also durchschnitt sie den Bann, schob die Erinnerungen von sich, wischte eine furchtlose Träne von der Wange, ging einen Schritt, einen zweiten, weiter, immer weiter. Der einsame Widerhall ihrer Schritte folgte ihr im Zickzack zwischen den Hauswänden. Die Kirchturmuhren schlugen drei. Kein Hahn krächzte nach ihr. Nur mit der Handtasche am Arm bog sie in die Charlottenstraße ein.

Nicht von zu Hause brach sie auf. Nein. Nur einmal in der Kindheit, als sie ins Welschland musste. Seither war sie nie mehr richtig zu Hause gewesen. Nirgends. Nicht jenes abgeschiedene Bauernhaus verließ sie jetzt, dessen Stubenfenster sogar im Winter in die Mittagssonne blinzelten. Nein, sie hatte Jahre weit weg von der Küche zugebracht, in der sie als Kind einsamen, aber bunten Träumen nachgehangen hatte. Angeregt vom gelben Sand der Wüstenlandschaft, die Ueli an den Kachelöfen gemalt hatte. Mit feuerfester Farbe. Am Horizont grüne Palmen, im Vordergrund, im rieselnden Gelb, ein Löwe mit fürchterlicher Mähne und glasigen Augen. Nein, sie lebte seit ihrem siebzehnten Lebensjahr nicht mehr im Bernischen Oberaargau. Verdien-